



SCHRUF & STIPETIC

I.G. NIKOLOV

NIANI DER
SCHNEEKRIEGER

Originalausgabe
© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2017
www.schruf-stipetic.de

© 2016 I.G. Nikolov

ISBN: 978-3-944359-35-9

Covergestaltung: JBC
Covermotiv: Evgeny Atamanenko / Shutterstock

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung und Vervielfältigung nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Schruf und Stipetic GbR.

I.G. Nikolov

NIANI Der
Der Schneekrieger

schruf & stipetic

Für Nemanja

Unard war ein heiliger Baum. Schon in den ältesten Liedern der Uhala wurde er besungen, und den Stamm der Uhala gab es seit ewigen Zeiten. Unard stand auf einer Klippe, die weit hinunter zu den tosenden Wellen des Nordenmeers führte. Seit Tausenden von Jahren trotzte der Baum den eisigen Winden. Er war riesig; zehn erwachsene Uhala mussten sich an den Händen halten, um den Stamm zu umfassen, und er stand so schief, dass er wie eine riesige Hand aussah, die sich nach dem weit entfernten Meeresufer streckte.

Niani saß auf dem Boden und lehnte sich gegen Unards Stamm. So weit das Auge reichte, sah er Felsen, hohe Klippen und das tosende Nordenmeer. Kurz streifte sein Blick winzige Gestalten in der Ferne – seine Stammesgenossen. Wenn sie ihn hier beim heiligen Baum erwischten, würde er wieder einmal Prügel beziehen.

Nianis Gedanken kreisten um das Alter. Ein Uhala konnte hundert volle Umdrehungen des Mondes Unatsu um den Planeten Lian erleben oder zusammen mit Lian fünfundzwanzig Umdrehungen um den fernen Stern La'aka, dessen Name so viel bedeutete wie »der leibhaftige Tod«. Ein außergewöhnlicher Name für die Quelle allen Lebens auf Unatsu, dachte Niani und blickte in das flimmernde zartrosa Licht, das La'aka gleichgültig über ihr Reich ausschüttete. La'aka ist kalt und geizig, dachte Niani, sie schenkt uns das Leben und nimmt es uns rücksichtslos wieder weg. Seit Lieder gesungen wurden, hatten La'akas Strahlen zwölf Mal alles verbrannt, was sie erreichen konnten, verschont geblieben waren nur wenige Glückliche, die sich zu der Zeit tief unter der Erde befunden hatten. Der Baum Unard hatte jedes Mal überlebt. Die Uhala hielten ihn für das letzte Exemplar der Ersten Bäume, deren Rinde schwarz, hart und von einer dicken Harzschicht überzogen war, die bitter roch und schlecht brannte. Unard hatte nur

wenige Blätter, die sich beim ersten Anzeichen von Gefahr zusammenrollten, um gegen die starken Strahlen und das Feuer La'akas zu bestehen. Doch nicht alle Ersten Bäume waren so stark gewesen wie Unard.

Mit einem tiefen Seufzer schloss Niani die Augen und lehnte den Kopf an Unards rauen klebrigen Stamm. Tief sog er den strengen Harzgeruch ein. Ein kalter Wind biss an seiner Haut, aber er war an den Spätherbst auf Unatsu gewöhnt. Es gab hier vier Jahreszeiten; den Sommer und den Winter und dazwischen jeweils einen Herbst. Keine der Jahreszeiten auf diesem kleinen Mond war den Lebewesen besonders geneigt. Auf Unatsu war es auch im Sommer und im Herbst kalt, aber im Winter kämpfte man ums nackte Überleben. Dann schob sich der riesige tote Planet Lian zwischen Unatsu und La'aka und schluckte für ein Vierteljahr fast alles Licht. Das einzig Gute daran war, dass die Bewohner Unatus in dieser Zeit geschützt waren vor La'akas unvermittelten und tödlichen Eruptionen. Zwölf Mal war der Große Tod über sie gekommen, aber nur einmal davon war das im Winter geschehen, kurz vor Beginn des neuen Herbstes, als man La'aka von einigen Stellen aus bereits sehen konnte.

Jetzt stand der Winter kurz bevor, schon wurde La'akas Licht immer kälter; als große schwarze Scheibe schob sich Lian unerbittlich heran und würde die Uhala schon bald von ihrer einzigen Quelle für Wärme, Licht und Nahrung trennen. Doch sie würden überleben. Irgendwie. Sie überlebten jedes Jahr. Die Uhala waren ein zähes Volk, klug und geschickt; noch weitere zwanzig lange Nächte und Tage und sie würden sich unter die Erde begeben. Das ganze Jahr über wurden die dunklen Gänge für den Winter vorbereitet, sie boten dem ganzen Volk sechs Monate lang ein wenig Wärme und Schutz. Und Nahrung. Nicht das Beste und Wohlgeschmeckendste, was es auf Unatsu gab, aber doch Nahrung, die während des Winters Leben bedeutete. Bei diesen Gedanken verkrampfte sich Nianis Magen.

Er öffnete die Augen, und sein Blick verweilte auf dem bleigrauen Meer. Wie gern hätte er sich von den Wellen weit forttragen lassen.

Schnell vertrieb er diese Hirngespinnste. Vor ihm lag ein Monat der Vorbereitung auf die Dunkelheit, die unerbittlich näher rückte, und dann die verhasste dunkle Zeit, viele Meter unter der Erde; viel zu lange Tage in erstickender Eintönigkeit, ohne einen erfrischenden Luftthauch; ohne das Licht des grausamen, erbarmungslosen Sterns, den er insgeheim so sehr bewunderte. Wie es wohl wäre, so viel Macht zu besitzen? In jedem beliebigen Moment einen Planeten zerstören, verwüsten oder niederbrennen zu können, oder einen kleinen Mond und Tausende von Leben. Und dennoch warteten die Überlebenden jeden Winter voller Vorfreude auf La'aka, zählten die Stunden bis zu ihrer Rückkehr, und flehten sie um Gnade an, wenn ihre Strahlen Unatsu endlich wieder erreichten.

Verbitterung schnürte Niani die Kehle zu. Er blinzelte, um die Tränen zu vertreiben, die für einen Krieger der Uhala tabu waren. Unmöglich, undenkbar. Er schüttelte den Kopf und schluckte.

»Wusste ich doch, dass ich dich hier finde.«

Niani sprang auf. »Dann hättest du nicht kommen sollen. Du musst auf deinen Ruf achten.«

»Und du? Was machst du schon wieder an diesem verbotenen Ort?« Ihre glockenhelle Stimme wurde noch eine Spur heller und verriet eine Regung, die Niani nicht deuten konnte. Hass? Nein. Neid? Sein Interesse reichte nicht aus, um den Gedanken weiter zu verfolgen.

Die junge Frau trat vor. Niani bemühte sich, nicht zu ihr hinzusehen. Aus dem Augenwinkel erkannte er den rötlich schimmerndem Stoff, der um ihre Beine spielte. Die Überheblichkeit in ihrer Stimme machte ihn wütend. Er kniff die Augen zusammen und atmete tief durch. Gewöhnlich reagierte er nicht so heftig. Es lag bestimmt an der Dunkelheit und dem Leben wie im Kerker, die so kurz bevorstanden. Seine Nerven lagen blank. Und Eleani stand einfach nur ruhig da. Ihre Stimme verwirrte ihn jedes Mal so sehr, dass er sie einfach hassen musste. Dabei richtete sich sein Hass nicht wirklich gegen sie. Im Moment hasste er alles, was er kannte, sogar sich selbst. Sie war nur eine Verkörperung all dessen.

Er sprang auf die Beine und trat ihr gegenüber. Eleani wich kein Stück zurück. Sie war groß für eine Frau, seine Augen lagen nur etwas höher als ihre. Für einen ganz kurzen Moment stockte sein Atem und verriet ihn. Alle Ujala waren schön; ihre Haut war weiß und durchscheinend wie das kalte Sternenlicht, sie waren groß und schlank, ihr Haar glänzte wie Silber, ihre Stirn war hoch und gewölbt. Aber Eleani war ... unglaublich schön. Die schönste Frau, die er je gesehen hatte. Schon bald wäre Eleani noch schöner als die Große Mutter. Und sie war sich dessen bewusst. Sie stand vor ihm wie ein funkelnder Edelstein in ihrer durchsichtigen Kleidung von der Farbe der Sonne. Er musste sie einfach bewundern. In dieser Kleidung froh sie bestimmt selbst im Sommer, erst recht jetzt im Nordwind, der ihr erbarmungslos das Haar um den Kopf peitschte und sie aussehen ließ wie eine flackernde silberne Flamme.

»Die Große Mutter will dich sehen«, sagte Eleani, und für einen kurzen Moment zitterte ihre Stimme. Vor Ehrfurcht, würde man denken. Niani hob eine Augenbraue und betrachtete Eleani prüfend. Sie hielt seinem Blick nicht stand und senkte die Augen. Scham. War das möglich? Noch nie hatte er diesen Ausdruck auf ihrem hochmütigen Gesicht gesehen. Er hatte sich manchmal gefragt, ob ihr Gesicht überhaupt fähig war, einen anderen Ausdruck anzunehmen, oder ob sie in ihrem Hochmut gefangen war.

»Warum?«

»Das weiß ich nicht, Krieger. Ich bin kein Bote. Ich habe nur gehört, dass sie dich sehen will. Ich wusste, wo ich dich finden würde.« Sie warf ihre Haare zurück, fasste sie dann mit den Händen zusammen und spielte mit den Spitzen einer Strähne. »Sei froh, dass ich mich zu einem Spaziergang entschlossen habe, um dir die Botschaft persönlich zu überbringen. Du weißt, was passiert, wenn ein anderer dich hier findet.« Der Hochmut war wieder da, und sie sah Niani mit ihren silbernen großen Augen herausfordernd an. Niani wich ihrem Blick nicht aus. Diese Genugtuung würde er ihr niemals gönnen. Weil er sie

hasste. Weil er sich selbst hasste, und gegen sich selbst konnte er nicht gewinnen. Nur der Hass war ihm noch geblieben, den konnte ihm keiner nehmen.

»Auserwählte«, sagte er, und Abscheu triff aus seiner Stimme, »ich danke dir für die Botschaft. Dennoch wäre es mir lieber gewesen, ein anderer hätte mich hier angetroffen. Egal wer.« Dann flog er schnell wie der Wind an ihr vorbei, mit enger Kehle und angehaltenem Atem. Er hätte nicht so mit ihr sprechen dürfen. Eine dumme, unnötige Reaktion. Sie würde ihn nicht zurückrufen, sie nicht, das verbot ihr die Ehre. Wütend nahm er seinen weißen Bogen aus Garna-Knochen, zog einen Pfeil aus dem Köcher und schoss ihn im Lauf weit nach oben in die Wolken. In der Ferne trudelte ein schwarzer Vogel zu Boden. Niani machte sich nicht einmal die Mühe, die Stelle zu suchen, an der der Vogel auf die Erde gefallen war.

Am Eingang zu den unterirdischen Gängen tropfte das Wasser und bildete Rinnsale, durch die schon bald unzählige Füße waten würden. Das Tropfen und Plätschern machte Niani nervös. Wie böse Omen hallten alle Geräusche wider, nahmen ihm die Luft, drückten gegen seine Augen und Schläfen. Für Niani waren es die Geräusche des Kerkers, und gewöhnlich kam er erst in den letzten Tagen des Herbstes hier herunter. Eine Fackel beleuchtete den Weg. Er atmete tief und gleichmäßig und versuchte die Begegnung mit Eleani aus seinem Kopf zu vertreiben und sich stattdessen für die vor ihm liegende Begegnung zu wappnen, das war wichtiger. Was wollte die Große Mutter von ihm? Sein Herz klopfte. Es war ungewöhnlich, dass sie ihn zu sich rufen ließ. Das letzte Mal hatte er sie vor einigen Jahren gesehen. Er versuchte, das ungute Gefühl zu ignorieren. Krieger hatten keine Vorahnungen. Krieger glaubten nicht an so einen Blödsinn, sie vertrauten nur den eigenen Sinnen. Wenn man sich auf Vorahnungen verließ,

konnte einem ein Garna das Herz herausreißen und es verschlingen, noch bevor man tot war. Wenn man sich auch nur einen Moment von seinen Gefühlen leiten ließ, dann witterte ein Garna das und nutzte es aus. Das behaupteten zumindest diejenigen, die dieser Bestie schon einmal begegnet waren und überlebt hatten.

Die Uhala waren praktisch veranlagt. Die Männer glaubten nur das, was sie sehen, hören und anfassen konnten. Vorahnungen waren das Privileg der Frauen.

Niani blieb stehen, um zwei Frauen vorbeizulassen, die durch den engen Gang auf ihn zukamen. Ihre Gesichter waren unter dunklen Kapuzen verborgen, und hinter ihnen gingen zwei Krieger. Er drückte sich an die Wand des Tunnels und neigte höflich den Kopf, wie es von ihm erwartet wurde. Es waren zwei ältere Frauen aus dem Gefolge der Großen Mutter; er erkannte ihre Gesichter, aber ihre Namen hatte er vergessen. Ohne ihn anzusehen, bogen sie in einen der Gänge ab. Ebenso wie die Große Mutter kamen sie nie an die Oberfläche, wegen der Gefahr, die von La'aka drohte. Die Lichtflut kam zwar nur einmal in mehreren Jahrhunderten, und die Feuersbrunst dauerte nur wenige Augenblicke, aber dieses Risiko durften die Uhala nicht eingehen. Seit vor neunhundert Jahren die dritte Große Mutter, Nienal, in einer Lichtflut verbrannt war und das Volk der Uhala durch einen glücklichen Zufall vor dem Aussterben bewahrt worden war, verließen die Großen Mütter die unterirdischen Höhlen nicht mehr. Anehi, die jetzige Große Mutter, war seines Wissens nach noch nie an der Oberfläche gewesen und hatte nie das Licht La'akas erblickt. Niani eilte weiter. Je tiefer er unter die Erde gelangte, desto wärmer wurde es, wenn auch nur unmerklich, die Gänge wurden steiler und trockener. Er traf immer mehr bekannte und unbekannte Gesichter, vor allem Männer. Als die Gänge immer enger wurden, erreichte er schließlich den unterirdischen Saal. Am Eingang standen vier große, bewaffnete Krieger, die viel älter waren als er. Niani, der gerade mal sechzehn Winter auf Unatsu erlebt hatte, traf diese Männer nicht oft; sie bewachten die Gemächer der Mutter. Als er an

ihnen vorbeiging, zeigten ihre Gesichter nicht die kleinste Regung; sie traten nur beiseite, um ihn durchzulassen. Sie wussten, dass er erwartet wurde. Er lief einen schmalen Gang entlang, der dann scharf abbog, und stand unvermittelt in einer riesigen Höhle, bei deren Anblick sich ihm das Herz verkrampfte. Diesen Raum hatte er seit seiner Geburt nur einmal betreten, ihn aber nie vergessen. Es war dunkel, nur in einiger Entfernung flackerten unzählige Lichter. Der Raum war schlicht und praktisch eingerichtet, dennoch wesentlich luxuriöser als die Behausungen der anderen Uhala. Im entferntesten und dunkelsten Winkel der Höhle war der Eingang zum Privatgemach der Mutter. Verwirrt blickte er sich um.

»Haben sich deine Augen noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt?«, hörte er hinter sich eine leise Stimme. »Du bist zu viel draußen.«

»Große Mutter.« Niani drehte sich ruckartig in ihre Richtung und fiel auf die Knie. Danach konnte er einige Sekunden nur daran denken, wie hart der Fels unter seinen Knien war. Er riss sich zusammen. »Große Mutter, du wolltest mich sehen.«

Lange erhielt er keine Antwort, und ihn erfasste der sehnliche Wunsch, sie anzusehen. Doch er zwang sich, die Augen weiter auf den dunklen Boden zu richten und sich nicht zu bewegen. Die Sekunden vergingen. Warum sagt sie nichts, dachte er. Angestrengt horchte er in die hallende Stille und fragte sich, ob sie überhaupt noch da war. Schließlich sammelte er all seinen Mut und blickte auf. Ihr Gesicht war viel näher, als er gedacht hatte; es war weiß wie der Sumpfnebel und schien von innen heraus zu strahlen. Ihre Haut war so durchsichtig, dass er die blauen Adern an ihren Schläfen erkennen konnte. In den Tiefen ihrer dunkel-blauen Augen erahnte er ihr Alter von vierzig Jahren, aber sie war immer noch so schön, dass er beschämt war, sie überhaupt nur anzusehen. Doch er konnte den Blick nicht abwenden.

»Setz dich zu mir«, sagte sie mit weicher, melodischer Stimme.

Zögernd erhob er sich und setzte sich steif auf den Rand einer Steinleige, über die ein weißes Fell gebreitet war. Zerstreut ließ er seine

Hand über die weichen Haare gleiten. Es war das Fell eines Tieres, das er nicht kannte.

»Ich sehe, dass dich Unard noch immer fasziniert. Das war schon so, als du ein Kind warst«, sagte Anehi lächelnd.

Niani spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss, doch gleichzeitig spürte er einen Funken Hoffnung. Hatte sie ihn nur wegen Unard rufen lassen? Weil er seit Jahren den verbotenen Ort besuchte und mit dem heiligen Baum sprach? Die Gespräche waren zwar einseitig, doch schon immer hatte er sich vorgestellt, dass der Baum ihm zuhörte und auch antwortete. Er freute sich fast auf die Prügel, die ihn erwarteten.

»Große Mutter, es tut mir leid. Unard ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Anehi. »Uard ist ein wunderlicher Greis, doch aus irgendeinem Grund hat er dich zum Freund gewählt.«

Niani hob fragend den Blick. Ihre Augen waren viel zu dunkel, und wieder kroch die Angst in seine Eingeweide.

»Ich nehme an, du weißt, warum ich dich rufen ließ.«

Natürlich wusste er es, seit Monaten schon. Er hatte es verdrängt. Aber nun war es so weit. Gleich würde sie sein Todesurteil verkünden.

»Eleani«, sagte Anehi nur, und in Nianis Magen tat sich ein Loch auf, das ihn zu verschlingen drohte. Nach außen hin blieb er ruhig, doch sie konnte bestimmt von seinem Gesicht alles ablesen, was er zu verbergen versuchte: Angst, Schmerz, Verrat, Hass, Scham. Die Mutter sprach unerbittlich weiter: »Eleani ist die zukünftige Große Mutter. Schon sehr bald erwarte ich ein Zeichen der Geister, dann werde ich meine Macht an sie übergeben.«

Niani starrte weiter reglos auf seine Hände, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können.

»Sie ist die Auserwählte.« Die Große Mutter sagte das, als wollte sie ihn überzeugen. Er blinzelte und beugte leicht den Kopf zum Zeichen, dass er nicht an ihrem Urteil zweifelte.

»Du weißt, was sie von dir hält. Sie will dich als ihren Gefährten. Nicht nur wegen der Tradition.« Sie schmunzelte über den gequälten

Ausdruck auf seinem Gesicht und wirkte fast mütterlich. Das ist hinterhältig, dachte Niani.

»Ich wollte dir ihre Entscheidung selbst mitteilen, auch wenn du es sicher gehaut hast. Sie hat schon immer Interesse an dir gezeigt. Und dann wäre da noch die Tradition. Für sie bist du die einzige logische Wahl. Wenn sie nichts gesagt hätte, hätte ich dich vorgeschlagen. Du bist schließlich ... mein Sohn.«

Niani erstarrte. Sein Blick verschmolz mit einem Punkt in der Dunkelheit und er hielt den Atem an. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte sie ihn als ihren Sohn bezeichnet. Das Wort Mutter hatte für ihn eine andere Bedeutung als für die anderen Uhala; Anehi war seine leibliche Mutter; die Frau, die ihn geboren und dann von sich gestoßen hatte.

Lange Zeit schwiegen sie. Fragte sie sich, wie ihrer beider Leben verlaufen wäre, wenn man ihr in jener Nacht vor siebzehn Jahren eine Tochter statt eines Sohnes in die Arme gelegt hätte? erinnerte sie sich an ihre Enttäuschung, an den Moment, als sie ihn der Hebamme übergab, die ihn wortlos in die groben Hände eines Kriegers legte? Hatte sie genügend Zeit oder auch nur den Wunsch gehabt, sich von ihm zu verabschieden? Die Fragen wirbelten durch Nianis Kopf. Er musste hier weg, konnte nicht länger neben dieser Frau sitzen, die er jeden einzelnen Tag seiner Kindheit vermisst hatte, während er sich ebenso tagtäglich Geschichten über sie anhören musste. Sie war überall, in jedem Gespräch, in jedem Gebet. Bei wichtigen Feierlichkeiten stand sie im Mittelpunkt, und er sah sie in den von Fackeln beleuchteten Sälen unter der Erde. Er beobachtete sie aus der Ferne, versteckte sich in dunklen Winkeln, traurig und beschämt. Alle nannten sie Große Mutter, während er, der auf diesem Mond das größte Anrecht darauf hatte, sie so zu nennen, sie nur wenige Male in seinem Leben getroffen hatte. Diese Gefühle waren so tief vergraben, dass er sie beim besten Willen nicht mehr gefunden hätte. Jetzt wollte er dieses Gespräch nur noch so schnell wie möglich beenden.

»Wann?« Zu seiner eigenen Verwunderung klang seine Stimme ruhig und kalt. Endgültig.

»Nach dem Winter«, sagte Anehi. »Es wird ein schöner Anlass, den Beginn des neuen Herbstes zu feiern.«

»Und was wird aus dir?«, entfuhr es Niani, bevor er nachdenken konnte. »Was geschieht mit den Großen Müttern nach dem Ende ihrer Herrschaft?«, setzte er schnell nach und bemühte sich, gleichgültig zu klingen. Ihr war sein Schicksal schließlich auch egal. Anehi blinzelte. Zum ersten Mal erkannte Niani, dass ihre Augen die ganze fruchtlose Dunkelheit und Einsamkeit dieser Höhle in sich aufgesogen hatten. Für einen Moment glaubte er eine kleine Flamme zu sehen, die sich dem Erlöschen widersetzte, doch die Große Mutter schloss die Augen und brachte sie zum Schweigen. »Es tut mir leid, dass ich dich nicht kennenlernen konnte, Niani«, sagte sie leise. Dann stand sie unvermittelt auf, gab ihm zu verstehen, dass das Gespräch beendet war, und verließ ihn. Benommen blieb er noch einen Moment sitzen, dann erhob auch er sich und ging den Weg zurück durch die Tunnel.

0 2

»Du Glückspilz!«, dröhnte eine bekannte Stimme, und ein irdener Krug mit einer grünen dampfenden Flüssigkeit landete krachend auf dem Tisch. Niani unterdrückte ein Lächeln. Sein bester Freund Mirlan ließ sich ihm gegenüber auf einen Stuhl fallen. Der ganze Schankraum war zum Leben erwacht. Niani war aus seiner Betäubung gerissen und hörte das Gelächter um sich herum. Viele Krieger waren von der Jagd zurückgekehrt, und der Raum wurde immer enger. Draußen heulte der Sturm, aber hier drinnen verbreitete ein großes Feuer angenehme Wärme.

»Trink diesen Fusel aus, dann schenke ich dir was Richtiges ein«, sagte Mirlan, und sein Grinsen machte den Raum noch einige Grade wärmer. Niani trank gehorsam den letzten Schluck aus.

Mirlan hatte für jeden ein offenes Lächeln und den Hang zu verrückten Abenteuern, deshalb war er bei allen beliebt. Für einen Uhalakrieger war er klein, mit grauen, fast schwarzen Augen und einer ungewöhnlich dunklen Haut. Seine Statur war kräftig und gedrungen. Eigentlich sah er ganz anders aus als die anderen Angehörigen seines Volkes. In Aussehen, aber auch im Wesen war er einzigartig. Er füllte Nianis Becher und musterte ihn neugierig. Seine Augen schienen immer zu lächeln, und deswegen, aber auch aus vielerlei anderen Gründen, war er Niani der liebste Mensch auf der ganzen Welt.

»Wieso musste ich es von den Frauen erfahren, Niani?! Ich dachte, wir wären Brüder!«, rief Mirlan mit beleidigter Miene, doch um seine Lippen spielte ein spitzbübisches Lächeln.

»Natürlich haben die Frauen nichts gesagt. Ich habe zufällig gehört, wie die Auserwählte mit einer ihrer Gesellschafterinnen sprach.«

Niani zog eine Augenbraue hoch.

»Also gut, ich habe gelauscht!« Mirlan lachte und trank seinen Becher in einem Zug leer, wobei er kaum merklich das Gesicht verzog. »Irgendwie haben wir ja gewusst, dass das passieren wird. Aber«, er beugte sich vor und durchbohrte Niani förmlich mit einem Blick aus seinen klugen Augen, »ich würde gerne wissen, warum du schaust, als würdest du morgen im Licht La'akas verbrennen.«

Niani umklammerte seinen Becher und nahm gedankenlos einen großen Schluck. Ihm stockte der Atem. Seine Zunge schien sich aufzulösen und seine Ohren zu dampfen.

»Grüner Railasaft?! Bist du verrückt?«, keuchte er schließlich.

»Heute brauchst du etwas Stärkeres als fades Wasser.«

»Ich dachte, sie hätten dieses Gift verboten.«

Mirlan schwenkte den Krug und schenkte ihm nach. »Gift oder nicht, es löst deine Zunge. Vielleicht öffnet es dir auch die Augen dafür, dass du ein echter Glückspilz bist.« Niani starrte ihn über den Tisch hinweg böse an, doch Mirlan lehnte sich mit verschränkten Armen entspannt zurück und wartete.

Nach einer Weile fragte Niani leise: »Und sie? Was hat sie zu ihrer Gesellschafterin gesagt?«

»Du könntest langsam anfangen, ihren Namen auszusprechen. E-le-a-ni. Schon bald wirst du ihn im Liebesrausch säuseln.«

Blitzschnell ergriff Niani einen Becher und warf ihn nach Mirlan, doch der fing ihn knapp vor seiner Nase auf. Er wurde nicht böse; im Gegenteil, er wischte sich nur mit dem Ärmel die Flüssigkeit vom Gesicht, füllte den Becher neu und schob ihn zu Niani.

»Verzeih mir«, sagte Niani und vergrub das Gesicht in den Händen. »Es ist nur ... Treib keine Scherze damit.«

Mirlan wurde ernst. »Ich verstehe dich wirklich nicht, mein Freund. Man könnte meinen, die Hirichtung wartet auf dich! Hör zu ... Die schönste Frau dieses Mondes will dich. Die zukünftige Große Mutter! Einmal muss es geschehen, Niani. Besser sie als eine andere. In jedem Fall besser als irgendeine andere.«

»Besser irgendeine andere als sie«, murmelte Niani in seine Hände, die er immer noch gegen die Stirn presste.

»Ich bin es ja gewohnt, dass du dich verrückt gebärdest, aber was du hier von dir gibst, ist gefährlich«, sagte Mirlan leise und beugte sich zu Niani. »Was du mir gerade gesagt hast, solltest du vor niemand anderem wiederholen.« Eindringlich betonte er jedes Wort. »Verstehst du das? Vor niemandem. Die Große Mutter hat dich für Eleani bestimmt. Die zukünftige Große Mutter will dich zum Gefährten! Du kannst dich dem nicht widersetzen, verstehst du? Selbst wenn sie nicht die Auserwählte wäre, müsstest du gehen, wenn sie dich zu sich ruft. Das ist einfach so. Du kennst die Strafe für Ungehorsam. Obwohl ich nicht glaube, dass schon einmal jemand so dumm war.« Mirlan ließ seinen Worten ein breites Grinsen folgen, das blendend weiße Zähne entblößte.

»Warum auch?«, sagte Niani verbittert und starrte über den Kopf seines Freundes auf die Wandmalereien, die wahrscheinlich so alt waren wie Unatsu selbst. Diese Kneipe war nichts weiter als eine Höhle, so, wie all ihre Heime nur Höhlen waren.

»Ganz genau«, sagte Mirlan nachdenklich. »Es ist keine Rechtfertigung, dass sie dich nervt.«

Niani schnitt eine Grimasse, dann hob er seinen Becher und trank ihn in einem Zug leer. Die eklige Flüssigkeit brannte im Mund und auf der Zunge, wahrscheinlich versengte sie auch sein Gehirn. Als der erste Schmerz und die Übelkeit vorbei waren, blieb nur ein anschwellendes taubes Gefühl im Kopf zurück. Genau das brauchte er jetzt dringend. Er schenkte sich noch einen Becher voll und trank ihn mit der gleichen Grimasse aus; er hustete, seine Augen trännten. Mirlan wartete geduldig, bis er sich wieder gefasst hatte.

Mit heiserer Stimme sagte Niani: »Wir haben darüber gesprochen. Ich kann nicht ... Sie ist ... anstrengend. Gelinde gesagt. Aber es ist nicht nur das. Die ganze Sache ...« Er tat sich schwer, die richtigen Worte zu finden. Seine Wut kehrte zurück und auch der Hass, seine Augen brannten, und Tränen der Ohnmacht und der Verzweiflung, kindliche Tränen, lauerten in seinen Augenwinkeln auf einen unbedachten Moment. Mirlan spürte das wohl und schenkte ihm schnell nach. Dann hob er seinen Becher.

»Auf den Winter«, verkündete er feierlich.

Niani verdrehte die Augen. Mirlan war das genaue Gegenteil von ihm selbst. Er mochte den Winter, oder zumindest, was der mit sich brachte; ihm fiel die Gefangenschaft zusammen mit den anderen in den unterirdischen Höhlen nicht schwer. Vielleicht lag es daran, dass Mirlan schon seit einigen Jahren bei den jungen Frauen sehr beliebt war, und der Winter war die Zeit des Müßiggangs, wenn alle unter der Erde hockten und ungeduldig auf den neuen Herbst warteten. Mirlan war drei Jahre älter als Niani und für einen Uhala außergewöhnlich charmant.

»Auf den Winter«, erwiderte Niani und lachte. Dieses Mal war es ehrlich gemeint. Auf seinen letzten Winter als freier Mann. Jeden weiteren Becher bekam er leichter herunter. Nach einiger Zeit brannte das »Feuerwasser«, wie sie es manchmal nannten, nicht mehr. Schon bald wurde sein Kopf schwer, und das Gesicht seines Freundes ver-

schwamm vor seinen Augen, aber er trank weiter. Mirlan nickte anerkennend. Niani wäre bald betrunken, und er würde ihn zu seiner Höhle tragen müssen; aber genau das würde ihm helfen, diesen Tag zu überstehen und keine Dummheit zu machen.

Während er seinen besten Freund durch die kalte und windige Nacht halb trug und halb zog, dachte Mirlan noch einmal an ihr Gespräch zurück. Er hatte bestimmt drei Krüge Feuerwasser getrunken und musste sich anstrengen, alles in die richtige Reihenfolge zu bringen. Niani hatte nur einen getrunken, aber auch das war schon zu viel gewesen. Der arme Junge, dachte Mirlan und lächelte. Morgen würde er seine Seele von sich geben – die Trunkenheit selbst vergaß man, doch der Tag danach blieb auf ewig im Gedächtnis haften. Umso besser, dachte Mirlan. Das würde Niani zeigen, dass es Schlimmeres gab als eine unglaublich schöne Frau aus der Herrscherinnenlinie, die in sein Bett drängte. Mirlan schüttelte ungläubig den Kopf. Er war zu müde und zu betrunken, um sich mit diesem dämlichen Problem und seinem komplizierten Freund zu befassen. Mirlan war ein pragmatischer und vernünftiger Mensch. Diese Eigenschaften hatten ihm geholfen, der beste und geschickteste Krieger seines Volkes zu werden. Na ja, einer der Besten. Niani grübelte einfach zu viel. Er war noch jung und würde schon bald zur Vernunft kommen.

Als Mirlan seinen Freund bis zur Kante gezogen hatte, unter der ihre Wohnhöhlen lagen, wand sich Niani aus seinen Händen und fiel zu Boden. Mirlan fluchte und versuchte, ihn wieder auf die Beine zu ziehen, doch Niani widersetzte sich; er deutete in die Ferne und murmelte unverständliches Zeug. Mirlan erkannte die dunklen Umrisse Unards, der seine knorrigen Äste in die Unendlichkeit zu strecken schien. »Nein, nein. Sieh mal, du bist gleich zu Hause. Heute Nacht darfst du nicht dorthin.«

Inzwischen war Niani wieder auf die Beine gekommen, er torkelte, blieb aber schließlich aufrecht stehen. Der eisige Wind schaffte etwas Klarheit in seinem Kopf. »Lass mich. Ich muss ... Geh mir nicht nach.

Bitte. Ich muss heute Nacht dorthin«, sagte er und torkelte davon. Mirlan blieb unschlüssig stehen, dann rannte er ihm nach, legte ihm den Arm um die Hüfte und führte ihn mit schnellen sicheren Schritten den Abhang hinauf, dabei trug er Niani fast. Den ganzen Weg fluchte und schimpfte er leise vor sich hin. »Wenn du dich am heiligen Baum übergibst, dann bist du erledigt, du Idiot. Sie werden dich umbringen. Und wenn mich jemand hier mit dir sieht ... Was wird der Baum dir heute Nacht sagen? Er kann dich auch nicht vor deinem ach so schrecklichen Schicksal bewahren.«

Der Sarkasmus in Mirlans Stimme drang nicht zu Niani durch, der versuchte sich aus den Armen seines Freundes zu befreien. »Lass mich und geh«, murmelte er schließlich übellaunig.

»Das kann ich nicht, du Idiot. Wenn ich dich hierlasse, endest du wahrscheinlich unten in der Schlucht. Und zwar tot«, zischte Mirlan, der inzwischen wirklich wütend war. »Warum drehst du so durch? Was denkst du, wie es mir ergangen ist. Glaubst du, es war leicht, als mich diese Frau vor zwei Jahren zu sich gerufen hat? Glaubst du, ich hätte gewusst, was ich machen muss? Ich hatte so große Angst wie nie zuvor in meinem Leben! Sie war fast doppelt so alt wie ich!«

Niani beruhigte sich. Nie zuvor hatte Mirlan über seine erste Erfahrung mit einer Frau gesprochen.

»Geht es darum? Hast du Angst, wie du dich anstellen wirst?«, Mirlan schrie fast. »Ich kenne dich dein ganzes Leben, ich beschütze dich und kümmerge mich um dich. Und ich habe vor, das auch weiterhin zu tun. Du bist wie ein jüngerer Bruder für mich. Weißt du, was passiert, wenn jemand hört, was du da faselst?«

Niani nickte, doch Mirlan starrte stur geradeaus, lief immer schneller über die rutschigen Felsen und trug Nianis ganzes Gewicht. »Ich sage dir, was dann passiert. Sie werden dich aus dem Stamm verbannen! Dann kannst du nie wieder zurück. Du hast dir den ungünstigsten Moment für dein Gejammer ausgesucht. Der Winter kommt, du Spatzenhirn. Wenn sie dich verstoßen, überlebst du keinen Monat,

das garantiere ich dir! Warte zumindest bis zum nächsten Herbst mit deinem Gerede. Dann hast du eine Chance! Vielleicht.«

Eine Zeitlang hörte man nur das Knirschen des Gesteins unter ihren Schritten. Dann stieß Mirlan Niani grob von sich, und dieser landete unsanft auf der Erde zu Füßen des heiligen Baums. Er hatte nicht einmal gemerkt, dass sie die Anhöhe erreicht hatten. Unard war ein regloser furchterregender Schatten in der ohnehin düsteren Nacht. Doch die scharfen Augen der Uhala vermochten auch in der Dunkelheit gut zu sehen, sie waren fähig, auch den winzigsten Lichtschein der weit entfernten Sterne zu nutzen. Niani sah erschrocken zu seinem Freund, der über ihm ragte wie ein dunkles Gebirge und vor Wut zitterte.

»Wir werden nie wieder darüber reden!«, schrie Mirlan, der nicht mehr befürchtete, jemand könnte sie hören. »Du wirst die Auserwählte nie wieder auch nur schräg anschauen! Du wirst ihr gegenüber nie wieder respektlos sein oder die Regeln unseres Zusammenlebens in Frage stellen. Du wirst diesen Winter verbringen wie alle anderen zuvor, ohne Dummheiten zu machen! Und wenn der neue Herbst kommt, wirst du dein Schicksal akzeptieren und Eleanis Gefährte werden. Ihr einziger hoffentlich. Je früher sie schwanger wird, desto eher endet deine Qual.«

Mirlans Worte trafen ihn wie vergiftete Pfeile und stießen Niani in einen tiefen schwarzen Abgrund. Erst jetzt, ausgesprochen von einem Menschen, dem er vertraute, wurde ihm das volle Ausmaß seines Unglücks bewusst.

Wenn die Frauen der Uhala sich ein Kind wünschten, wählten sie einen Mann, mit dem sie die besten Nachkommen zeugen konnten. Wenn eine Frau mehrere Kinder wollte, dann nur mit dem gleichen Mann. Doch die Mehrheit der Uhala-Männer diente den Frauen nur kurz, um danach vielleicht von einer anderen Frau erwählt zu werden. Wenn eine Frau einen Mann, von dem sie ein Kind empfangen hatte, verstieß, konnte dieser Mann auch anderen Frauen dienen, aber er konnte nie wieder Vater werden. Das ließen die Frauen nicht zu, um die genetische Vielfalt zu gewährleisten und in der relativ kleinen Ge-

meinschaft die Möglichkeit des Inzests zu verhindern. So kontrollierten die Frauen mit jedem neuen Mann ihre Fruchtbarkeit aufs Genaueste. Sie hatten jedoch alle Möglichkeiten bedacht – auch, dass eine Frau sich in einen Mann verliebte, der bereits mit einer anderen Frau Kinder hatte, und allen Regeln zum Trotz mit diesem Mann Kinder wollte. Um das zu verhindern, wurde den Männern die Zeugungsfähigkeit genommen, wenn eine Frau, mit der sie Kinder hatten, sie nicht mehr wollte. Die verwandtschaftlichen Beziehungen wurden streng überwacht.

Die Uhala waren vor allem praktisch. Das Matriarchat bestand seit mehr als tausend Jahren, es hatte sich als beste und erfolgreichste Form der Familien- und Gesellschaftsorganisation erwiesen. Auf Unatsu war Energie alles. Man verschwendete sie nicht, das galt auch für Nahrung oder Wärme. Energie bedeutete hier den Unterschied zwischen Leben und Tod. Es hatte sich einfach gezeigt, dass das Matriarchat die beste Möglichkeit war, Lebensenergie, aber auch den gesellschaftlichen Frieden zu bewahren. Das Gleiche galt für eine überschaubare gesunde Nachkommenschaft.

Für einen Uhala-Krieger gab es somit nur zwei Wege. Entweder hatte er das Glück, von einer Frau als Gefährte auserwählt zu werden. Oder er war, wie zum Beispiel Mirlan, ein gutaussehender und erfolgreicher Krieger, den viele Frauen begehrteten.

Auf Niani jedoch wartete ein anderes Schicksal. Er würde in seinem ganzen Leben nur eine Gefährtin haben: Eleani, die zukünftige Große Mutter. Er würde bei ihr bleiben, so lange sie dies wünschte oder bis sie ein Kind von ihm bekam; danach würden sie sich trennen, und er dürfte nie wieder mit einer anderen Frau zusammen sein. Andernfalls drohte ihm die Todesstrafe.

Jede Frau würde einen weiten Bogen um ihn machen. Unmittelbar nach der Geburt des Kindes würde man seine Zeugungsfähigkeit zerstören. Und das alles nur, weil die künftige Große Mutter ihn erwählt hatte. Ein Krieger, den sie sich erwählte, durfte niemals wieder einer

anderen Frau gehören. Wäre das Kind ein Mädchen, würde Eleani es in ihren unterirdischen Gemächern aufziehen und zu ihrer Nachfolgerin erziehen. Nur wenige Male, seit Lieder gesungen wurden, war es vorgekommen, dass die Große Mutter einen Sohn geboren hatte. Sollte dies geschehen, würde Eleani ihn zunächst einer Amme und später den Kriegern übergeben. Dieser Junge würde inmitten einer rohen Männergesellschaft aufwachsen. Die Männer lebten für die Jagd und den Kampf und würden ihn zu einem stolzen Krieger erziehen. Dieses Schicksal war Niani zuteil geworden. Seinem Sohn wünschte er etwas Besseres. Bekäme Eleani einen Sohn, würde man ihre Nachfolgerin nach dem Willen der Geister unter den Mädchen des Stammes auswählen. Danach dürfte Eleani kein weiteres Kind gebären. Falls sie von Niani kein Kind empfangen sollte, konnte sie es mit einem anderen verdienten Krieger versuchen. Ein solches Szenario war kaum zu erwarten, denn die Uhala lebten nicht nur lange, sondern verfügten über eine robuste Gesundheit und waren äußerst fruchtbar. Einmal ausgewählt, herrschte die Große Mutter, bis die Geister sie verließen und nach einem jüngeren und geeigneteren Körper suchten.

Niani schleppte sich bis zu Unard und lehnte sich schnaufend an den Stamm. Mirlan war schon lange gegangen. Niani war sich sicher, dass seine Knie unter der Kleidung bluteten, nachdem er auf die spitzen Steine gefallen war. Aber er fühlte keinen Schmerz, vorherrschend war das Pochen in seinem Kopf. Er sehnte die Wirkung des Alkohols zurück. Aber er musste sich seinen Dämonen ohne Hilfe stellen. In dieser Nacht war Unard nur ein riesiger stummer Baum, wie jeder andere Baum auf der Welt, und von ihm war auch keine Hilfe zu erwarten. »Ich hasse dich«, flüsterte Niani mit dem bitteren Geschmack der Scham auf seiner Zunge. Er hätte nie geglaubt, dass er einmal so mit dem heiligen Baum sprechen würde. Dennoch fuhr er fort. »Ich hasse dich, du verfluchter heiliger Baum. Mein ganzes Leben lang wende ich mich an dich im Glauben, du seist mein Freund. Wie oft kam ich zu dir, noch blutend von den Peitschenhieben, mit denen

sie mich bestrafen, wenn sie mich hier gesehen hatten? Warum schweigst du jetzt? Das erste Mal, dass ich dich wirklich brauche.« Er erstickte fast beim vergeblichen Versuch, die Tränen zurückzuhalten, die in Sturzbächen aus seinen Augen rannen. Das Feuerwasser hatte anscheinend den Weg zum Kontrollzentrum seines Gehirns unwiederbringlich gelöscht. Niani schlug mit den Fäusten so fest er konnte gegen den Stamm, dabei blieben Hautfetzen und Blut an der dunklen Rinde zurück.

»Sag mir, was ich tun soll!«, schrie er. Schließlich ließ er sich kraftlos gegen den Baum fallen, und ein ganzer Schwall unterdrückter Gefühle floss in einem Strom verzweifelter Schluchzer aus ihm heraus. Er hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren.

»Verzeih mir«, flüsterte er, als er sich wieder beruhigt hatte, und legte die Arme um den Stamm. »Bitte, verzeih mir. Ich verdiene es zu sterben.« Er lehnte sein Gesicht gegen die raue Rinde. »Ich weiß nicht, was ich tun soll, mein Freund. Mein ganzes Leben schon fühle ich mich wie ein Sklave. Ich habe getan, was man von mir verlangt hat, und habe Schläge erduldet, aber ich kann nicht ihr Sklave sein! Und das Schlimmste ist, dass es gar nicht um sie geht. Bei jeder anderen wäre es genauso. Ich kann dieses Schicksal einfach nicht hinnehmen.« Natürlich war er das Problem, nicht das System. Das System war eigentlich perfekt. Die überlieferten Regeln änderte man nicht. Sie waren das Einzige, was sein Volk in der unwirtlichsten Gegend, die man sich in diesem Universum nur vorstellen konnte, hatte überleben lassen. Die Erde war unfruchtbar und geizig, die wenigen Tiere ließen sich nur schwer fangen. Und immer war es kalt. Während des Sommers war das Wasser knapp. Im Winter lebten sie unter der Erde und ernährten sich vor allem von Insekten. Und schließlich La'aka, die aus der Höhe auf sie hinunterlächelte und auf ihre fünf Minuten wartete.

Dann war da noch der tote Planet Lian, der sie ununterbrochen wie ein riesiger Unheil verkündender Schatten daran erinnerte, wozu La'aka fähig war.

»Wenn Mirlan mich jetzt sehen könnte.« Niani lachte unter Tränen. »Er würde sich von mir lossagen. Es ist gut, wie er mit mir gesprochen hat. Das hatte ich nötig. Es ist das letzte Mal, dass du mich in einem solchen Zustand siehst. Versprochen. Es macht keinen Sinn, oder?« Er schloss die Augen und streichelte mechanisch den rauen Stamm. Er zitterte noch immer.

»Ich muss mich mit meinem Schicksal abfinden. Mirlan glaubt, ich hätte Angst vor dem Akt an sich. Aber das stimmt nicht. Ich kann es nicht erklären. Ich habe keine Angst vor ihr. Ich kann mich nur nicht damit abfinden, dass sie mich will und einfach bekommt. So wie sie alles im Leben bekommen hat. Und ich werde nicht einmal gefragt. Es ist auch kein Problem, dass ich hinterher mit keiner anderen Frau zusammen sein werde. Das verstehe ich ja. Ich müsste mich geehrt fühlen. Es heißt, wenn ein Mann mit einer Frau zusammen ist, könnte er für einen Moment die Gnade der Geister spüren, sie sogar hören, wenn die Frau es zulässt. Es heißt, der Mann, den die Große Mutter erwählt, sei etwas Besonderes. Den Geistern näher als alle anderen. Das ist Blödsinn, wenn du mich fragst. Ich will mit keiner von ihnen zusammen sein, verstehst du?« Eine neue Welle der Verzweiflung rollte heran, deshalb atmete er tief ein, um sich zu beruhigen. Um ihn herum tobte der Wind und tief unter sich hörte er das Donnern der Brandung.

»Sie war auch keine große Hilfe. Sie weiß seit Jahren, dass sie die nächste Große Mutter wird, und benimmt sich, als sei sie es schon. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr sie mich nervt. Schon immer. Schon als wir noch Kinder waren, hat sie mich gequält, weil sie wusste, dass ich ein Ausgestoßener bin. Ein unerwünschtes Kind. Aber nur weil ich als Mann geboren wurde, hat sie ihre Chance bekommen.«

Ihm war kalt und er zitterte, dennoch rührte er sich nicht von der Stelle und klammerte sich krampfhaft an Unard, als würde er in sich selbst zusammenfallen, wenn er losließ. Der Schlaf drückte auf seine Augenlider, doch die Kälte hielt ihn wach. In diesem seltsamen, halb-

bewussten Zustand beruhigte sich der Sturm in seinem Kopf allmählich. Unard summte ein trauriges Schlaflied für ihn, indem er den Wind durch seine nackten Äste und Zweige rauschen ließ, und Niani überließ sich ihm.

Er trieb in einem Meer aus Weiß. So weit er blicken konnte, nur weiße wogende Wellen, wie Dünen aus feinstem weißen Sand. Er hatte noch nie Schnee gesehen, konnte ihn sich aber aufgrund von Geschichten vorstellen. Die Landschaft um ihn herum war genau das – Schnee. Es war Nacht, dennoch sah er alles viel klarer, als es eigentlich möglich wäre. Der Schnee glitzerte. Niani hob den Kopf und sah Myriaden funkelnder Sterne, die die Nacht erleuchteten. Sie waren ungewöhnlich nah. Der Wind fegte den Schnee zu phantasievollen Gebilden zusammen, um ihn danach wieder zu verwehen, doch Niani war von alledem ausgeschlossen. Er spürte weder die Kälte oder den Wind, noch hörte er Geräusche. Eigentlich spürte er nur eine seltsame Anspannung.

Ziellos wanderte er über den weichen Belag. Die Nacht war bläulich. Nach einiger Zeit verflog die anfängliche Schönheit der Schneelandschaft, sie wurde monoton und bedrückend. Er lief immer schneller; er musste etwas finden, etwas, das ihm genommen worden war, aber er konnte sich nicht erinnern, was es war. Der Schnee widersetzte sich und verlangsamte seine Schritte. Er kämpfte gegen die Stille, die ihn mehr als alles andere aufwühlte; er versuchte, ein Geräusch zu machen, konnte aber nichts hören. Er fühlte sich furchtbar einsam. Als er nach eigenem Empfinden stundenlang durch die weiße Einöde gelaufen war, erkannte Niani in der Ferne ein schwaches Licht. Etwas glitzerte im Schnee. Er blieb kurz stehen und ging dann mit bangem Herzen weiter. Er würde etwas sehen, was er nicht sehen wollte, als wäre er in einem Traum, den er schon einmal geträumt hatte. Er wollte stehen bleiben oder von diesem Weg abbiegen, doch etwas zog ihn weiter. Viel zu schnell erreichte

er die Stelle. Der Wind hatte den Schnee weggefegt und einen vereisten kleinen See freigelegt. Das Licht, das er gesehen hatte, war die Spiegelung der Sterne auf der glatten Eisfläche. Während er sich dem See näherte, schnürte sich sein Hals immer mehr zu. Ängstlich blieb er am Rand stehen und beugte sich nach vorne. Zuerst sah er nur sein eigenes Gesicht, leicht verzerrt und farblos, unwirklich. Als er genauer hinschaute, erkannte er etwas Weißes und Regloses tief unter der dicken Eisschicht. Vorsichtig stütze er sich mit den Händen auf dem Eis ab und beugte sich vor. Unter seinem eigenen Gesicht zeichnete sich ein anderes ab. Entsetzt wich er zurück. Unter dem Eis lag Eleani; ihr bleiches, überirdisch leuchtendes Gesicht war blau angelaufen und leere Augen starrten zu ihm herauf. Aber in ihnen tanzten tausend Sterne. Dann konnte er wieder hören – seinen eigenen Schrei.

03

Der nächste Morgen war der wohl schlimmste seines Lebens. Er wurde erst wach, als La'aka bereits hoch am grauen Himmel stand und der Tanz ihrer rötlichen Strahlen auf seinen Lidern die Erinnerung zurückbrachte. Blinzeln öffnete er die Augen und spürte in Kopf und Magen das gleiche flaue Gefühl. Über ihm schwankten Unards Äste, obwohl es windstill war. Im allerletzten Moment sprang er auf und hechtete zur Klippe, wo er einen heftigen Schwall grüner Flüssigkeit von sich gab.

Der Schmerz in seinen Eingeweiden war so schlimm, dass er sich am liebsten den Felsen hinuntergestürzt hätte, nur damit es aufhörte. Dennoch war er unendlich erleichtert, dass er sich nicht auf Unards Wurzeln übergeben hatte. Als die erste Übelkeitswelle vorüber war, rollte er sich bei einem Steinhaufen zusammen und wartete auf die nächste Welle, die unausweichlich kommen würde. So ging es ewig weiter. Es vergingen viele Stunden, bis er schließlich nüchtern genug

war, um auf wackligen Beinen zur Siedlung zu laufen und sich dort in seiner dunklen Höhle aufs Bett zu werfen.

In den nächsten Tagen mied er Eleani und tat alles, um den entsetzlichen Traum zu vergessen. Trotzdem hatte sich jedes Detail tief in sein Gedächtnis gegraben. Es kam ihm gerade recht, dass alle mit den Vorbereitungen für den Winter beschäftigt waren, auch wenn er diese Zeit eigentlich hasste. Die Auserwählte ließ sich nicht oft im Freien blicken und beteiligte sich auch nicht an den Vorbereitungen. Den größten Teil der Arbeit im Freien verrichteten die Männer, während die Frauen unter der Erde Gänge und Höhlen herrichteten, die in den folgenden sechs Monaten das Heim einiger Tausend Uhala sein würden. Eine der wichtigsten Aufgaben unter der Erde war das Anlegen eines Trinkwasserreservoirs. Außerdem mussten Bassins angelegt werden, um darin Insekten und Larven züchten zu können. Davon würden sich die Uhala den ganzen Winter über ernähren. Die Insekten waren, richtig zubereitet, ein nahezu vollwertiger Ersatz für Fleisch. Doch allein der Gedanke an diese Krabbeltiere ließ Niani schaudern. Deshalb widmete er sich hingebungsvoll der Jagd, um seinem Volk vor dem Umzug unter die Erde so viel frisches Fleisch wie möglich zu verschaffen.

So wie alle Uhala-Krieger war Niani vor allem Jäger. Denn seit ewigen Zeiten waren sie nicht mehr gezwungen zu kämpfen oder das Volk vor Gefahren von außen zu schützen. Früher hatte es auf Unatsu auch andere Stämme gegeben, doch schon lange gab es keinen Kontakt mehr zu ihnen. Die Uhala gingen davon aus, dass La'akas Licht alle ausgelöscht hatte und sie die einzigen Bewohner Unatsus waren.

Niani war einer der besten und geschicktesten Jäger seines Volkes. Er war schnell und konnte sich lautlos wie ein Schatten anschleichen. Der Bogen war wie die Verlängerung seines Arms. Einen Vogel im Flug zu treffen, war für ihn keine Herausforderung; seine Freunde priesen sein Können und meinten, er könne ein Tier mit geschlossenen Augen aufspüren und erlegen. Das konnte er natürlich nicht,

doch den Umgang mit Pfeil und Bogen beherrschte er weitaus besser als die anderen jungen Männer seines Stammes. Das galt jedoch nicht für den Kampf. Weder war er besonders kräftig noch geschickt im Kampf Mann gegen Mann. Er verließ sich auf seinen Bogen, deshalb drängte Mirlan ihn, häufiger das Messer zu benutzen. Um ihn zufriedener zu stellen, übte Niani, war aber nicht überzeugt, dass ihm ein Messer jemals von Nutzen sein würde. Dennoch trug er es immer in einer Scheide am Oberschenkel, während der weiße Bogen über seiner Schulter hing.

Der Bogen war so weiß wie der Schnee, den Niani im Traum gesehen hatte. Auch wenn er fast filigran wirkte, war er hart wie Stein. Er war aus den unzerbrechlichen Knochen eines Garnas gefertigt. Der Bogen war ein Erbstück seines Vaters, den er niemals kennengelernt hatte. Außer dieser Waffe hatte der wohl berühmteste Jäger der Uhala nichts hinterlassen. Die Legenden erzählten von der Geschicklichkeit und Kraft, mit der er unvorstellbar weit schießen konnte. Es hieß, er habe niemals eine Beute verfehlt, egal, wie weit entfernt er sie entdeckte. Nur über seinen Tod wusste man nichts. Hier und da erhaschte Niani Gesprächsfetzen, nicht mehr als ein Flüstern, sein Vater sei zur Jagd gegangen, nachdem die Große Mutter sich von ihm getrennt habe. Mitten in der Nacht sei er allein losgezogen. Und nie wieder zurückgekehrt. Es war nicht ungewöhnlich, dass seine Jagdausflüge mehrere Tage dauerten, sodass man erst in der siebten Nacht begann, ihn zu suchen. Einen Monat später fanden die Krieger seinen weißen Bogen. Daneben lagen vier schwarze Pfeile. Er hatte sich weit von seinem Stamm entfernt und war tief in das Gebiet der Garnas eingedrungen, der teuflischsten Biester, die es auf Unatsu gab.

Die unterschiedlichsten Theorien kursierten über seinen Tod. Niemals hätte es ein Jäger alleine mit einem Garna aufgenommen, auch ein so guter Jäger wie Nianis Vater nicht. Die wahrscheinlichste Theorie, die jedoch nur im Flüsterton verbreitet wurde, besagte, er habe sich bewusst der Höhle dieser Bestie genähert, um den Tod zu

finden. Seit die Große Mutter Anehi von ihm ein Kind empfangen und ihn verstoßen hatte, hatte Nianis Vater sehr zurückgezogen gelebt; er mied selbst seine besten Freunde und verbrachte die meiste Zeit bei der Jagd. Irgendwann hatte Niani gehört, die Trennung von Anehi habe seinem Vater das Herz gebrochen.

Lange hatte Niani seinen Vater gehasst, weil dieser ihn verlassen hatte, war wütend gewesen wegen dessen Schwäche und hatte sich geschämt, wenn von ihm gesprochen wurde. Doch als er alt genug war, um die Regeln des Stammes zu durchschauen, entwickelte er Verständnis und trauerte sogar um ihn.

In den vergangenen Monaten hatte er immer deutlicher erkannt, dass es ihm genauso ergehen würde wie seinem Vater. Immer häufiger stellte er sich vor, wie dieser als junger Mann, gerade mal achtzehn Jahre alt, vor der schönsten Frau seines Volkes kniete und sein Leben in ihre Hände legte. Er sah es lebhaft vor sich, wie sein Vater sich durchs Gebüsch schlug, der weiße, von ihm selbst angefertigte Bogen hüpfte auf seinem Rücken, als er mutig seine letzte Beute verfolgte. Das lange silberne Haar glänzte im Mondlicht, seine scharfen Augen beobachteten die Umgebung auf der Suche nach der Bestie, die er zum Kampf auffordern würde, was ihn das Leben kosten sollte.

Sein Vater hatte als Jäger nach seinen eigenen Regeln sterben wollen, wenn er schon nicht nach ihnen leben konnte. Der Garna, auf den er getroffen war, hatte diesen Tag bestimmt nicht vergessen. Gewöhnlich befanden sich vierundzwanzig Pfeile im Köcher. Neben dem Bogen waren aber nur vier gefunden worden. Die übrigen zwanzig hatten ihren Weg in den Körper des Tieres gefunden, dessen war sich Niani gewiss. Die Pfeile hatten das Tier zwar nicht getötet, aber zumindest war sein Vater kein leichter Gegner gewesen.

Als mutiger und stolzer Mann hatte er die Scham nicht ertragen, die jetzt auch Niani so zusetzte. Manchmal fragte er sich, warum sein Vater sich zu diesem Schritt entschlossen hatte, nachdem er Anehis Sklave geworden war, statt vorher. Dann erinnerte er sich an die Theo-

rie vom gebrochenen Herzen. Doch daran hatte er nie geglaubt. Welcher Sklave hätte sich je in seinen Herrn oder seine Herrin verliebt? Egal, wie anziehend, schön oder betörend diese Herrin auch war, sie duldeten oder verstieß dich, wann immer sie es wünschte. Mit nur einem Wort konnte sie Dinge anordnen, die schlimmer waren als der Tod. Nein, einer solchen Willkür hätte sich sein Vater niemals unterworfen. Auch Niani erwog diesen einfachen Weg aus seinem Dilemma. Den einzigen. Unzählige Male hatte er an der Klippe neben Unard gestanden, hatte auf die grauen Wellen in der Tiefe gestarrt und daran gedacht, wie einfach es wäre, sich ihnen zu überlassen, wie in seinem Traum im Wasser zu versinken. Dann würde Eleani nicht ihren Willen bekommen, und allein der Gedanke zauberte ein Lächeln auf seine Lippen. Aber er hatte auch Angst, und dafür schämte er sich. Er war nicht so mutig wie sein Vater, und die Strafe dafür wäre das lange einsame Leben eines Außenseiters.

Die Tage vergingen schnell, und die Zeit der Verdunkelung rückte unaufhaltsam näher. Niani ging allein oder in Gesellschaft auf die Jagd nach kleineren Tieren, die sie in ein bis zwei Tagesmärschen Entfernung von ihrer Siedlung aufstöberten. Die Jäger verteilten sich, um ein möglichst großes Gebiet abzudecken, und erlegten, worauf auch immer sie trafen – von mageren, friedfertigen Laranen, die schwarzes Moos von den wenigen Bäumen fraßen, bis hin zu Vögeln im Flug; die Jäger plünderten sogar Vogelnester hoch oben in den Baumkronen. Niani roch den Winter in der Luft, eisig und rachsüchtig. Der Wind fegte immer stärker durch sein Haar, das er zu einem Zopf flechten musste; die Wolken waren grau und schwer und entließen nur vereinzelte Regentropfen, die sich jedoch schon bald zu einem nebligen Vorhang verdichteten und wie Nadeln pieksten. Der Anfang des Winters wurde danach bestimmt, wie Lian und La'aka zueinander standen. Wenn Lian die Sonne so weit verdeckte, dass von ihr nur noch eine weiße Sichel zu sehen war, war es so weit, und bis dahin waren es nur noch fünfzehn Tage. Die Uhala arbeiteten, so schnell sie konnten.

Wann genau der Winter sein wahres Gesicht zeigen würde, konnte man jedoch nicht vorhersagen. Manchmal kam er fast unmerklich, und manchmal konnten die Uhala einen Monat nach ihrem Umzug unter die Erde noch an die Oberfläche gehen und jagen. Oder sie wurden von der eisigen Kälte überrascht, dann mussten sie von einem Tag auf den anderen in den unterirdischen Höhlen Zuflucht suchen. Zum Glück verstanden sich die Uhala sehr gut darauf, Anzeichen für Wetterumschwünge zu deuten. Nach ihren Berechnungen würde sich der Winter dieses Jahr verspäten, sodass sie sich mit den Vorbereitungen noch etwas Zeit lassen konnten. Noch stand die Große Jagd bevor, die letzte Jagd vor dem Umzug.

Kurz vor dem Winterzogen jedes Jahr die zwanzig fähigsten Krieger zu den weit entfernten Lugai-Sümpfen, wo sie den giftigen und besonders gefährlichen Blat-Fisch suchten, der, richtig zubereitet, eine Delikatesse war. Die Jäger wagten es sogar, tief in die Lichtenwälder vorzudringen, bis zum Großen Graben in der Nähe des Ulum-Gebirges, in dessen Höhlen die Garnas hausten.

Niani war aufgeregt. Es war seine erste Große Jagd. Im Jahr davor war er zu jung gewesen und hatte das Abenteuer verpasst. Mirlan war damals durch ein Loch in der Erde geradewegs in die Höhle eines Su'ui gefallen, eines schlaunen, gefährlichen Tiers, das in Rudeln jagte. Mirlan hatte sich irgendwie aus dieser ausweglosen Situation gerettet und war gerade noch mit dem Leben davongekommen. Auf der Flucht war es ihm gelungen, sieben der Biester zu töten. Am Ausgang der Höhle kam es zu einem wilden Kampf, bei dem er sogar noch zwei anderen Kriegern das Leben gerettet hatte. Seither galt er als Held, und sein Wert bei den jungen Frauen war sprunghaft angestiegen. Sie rissen sich förmlich um ihn. Mirlan quittierte diese Aufmerksamkeit zwar mit einem Lächeln, doch Niani zweifelte insgeheim, ob Mirlan sich in dieser Rolle als Trophäe wirklich wohlfühlte. Das zumindest würde Niani erspart bleiben. Man würde ihn nicht von Höhle zu Höhle zerren, ihn Nacht um Nacht erbarmungslos benutzen, um die eigenen körperlichen und seelischen

Bedürfnisse zu stillen, bis am Ende jede Spur von Stolz und Unschuld in ihm ausgelöscht wäre und von ihm nur eine von Einsamkeit und Scham zerfressene leere Hülle bliebe.

Niani tat es leid um Mirlan. Gerade wegen seines treuen Freundes hinterfragte er die Lebensweise seines Stammes. Eines Nachts hatte er zufällig aus der Ferne beobachtet, wie Mirlan die Höhle einer jungen Frau aus Eleanis Umkreis verließ. Als er sich ein ganzes Stück von der Höhle entfernt hatte, lehnte Mirlan sich an einen Felsen. Er zitterte am ganzen Körper, und Niani hätte schwören können, dass er weinte. Das hatte ihn so erschreckt, dass er sich umgedreht und so leise wie möglich weggegangen war, beschämt, weil er seinen Freund in diesem Zustand gesehen hatte. Später hatte er sich oft gefragt, was in dieser Nacht geschehen war.

Niani wusste nicht genau, wie dieser geheimnisvolle Akt vor sich ging, weil darüber strengstes Stillschweigen gewahrt wurde. Ein Mann, der das heilige Geheimnis um seinen Beischlaf mit einer Frau brach, wäre sofort aus dem Stamm vertrieben worden. Wenn darüber gesprochen wurde, dann nur ganz allgemein und voller Ehrfurcht; der Akt selbst galt als heiligste Erfahrung eines Mannes überhaupt. Natürlich, dachte Niani verbittert, alle Übeltäter finden einen Grund, ihre Tat zu rechtfertigen. Uns bringen sie bei, es sei eine heilige Pflicht, und für sie ist es nur Unterhaltung. Ein Machtspiel.

Mirlans Geschichte hatte in ihm diese Gewissheit gefestigt. Als er miterlebte, wie sie ihn zu sich riefen und dann wieder wegschickten, hatte er begriffen, dass keiner der Frauen etwas an Mirlan lag, dass sie in ihm nur ein neues unterhaltsames Spielzeug sahen.

Kurz darauf hatte Eleani unverhohlen Interesse an Niani bekundet und ihn damit in die Verzweiflung getrieben. Seine größte Angst war Wirklichkeit geworden. Noch nie hatte er sich so hilflos gefühlt.

Am Tag vor der Großen Jagd feilte Niani die Metallspitzen seiner Pfeile und polierte den weißen Bogen mit einer Paste aus dem Fett des Blat-Fisches. Sie wollten am Morgen aufbrechen, gleich, wenn La'aka

sich am bleigrauen Himmel zeigte. In einen großen Beutel, dessen Boden schon unzählige Male geflickt worden war, hatte er ein paar Holzflaschen voll Wasser und einen bescheidenen Vorrat an Essen gepackt, vor allem Wurzeln und Sauerbeeren. Je näher die Nacht rückte, desto aufgeregter wurde er. Er saß in seiner Höhle, bereitete seine Waffen vor, schleifte noch mit zwei Steinen sein Messer, das er fast vergessen hätte. Seine kleine Höhle war kalt und lag am Rand der Siedlung, früher einmal hatte hier sein Vater gelebt. Im Alter von sechs Jahren war Niani hier eingezogen und lebte seitdem allein. Traurig blickte er sich um und betrachtete den engen Raum, der ihm anfangs riesig und beängstigend erschienen war. In der ersten Zeit hatte er jede Nacht geweint. Wenn sie ihn mit Tränen in den Augen erwischten, gab es Schläge, denn aus einem Krieger der Uhala musste jede Träne herausgeprügelt werden.

Nach einiger Zeit waren die Tränen versiegt. Sie hatten gewonnen. Und er hatte seine Ängste tief in seinem Inneren vergraben.

Er horchte auf das Pfeifen des Windes und erschauerte vor Kälte. Er steckte das Messer in die Scheide am Oberschenkel, dann stand er auf und suchte nach dem Fell, mit dem er sich nachts zudeckte und das er am Morgen mit in den Beutel packen wollte. Der Wind wagte sich weiter vor und fuhr durch seine Haare. Das weckte erneut seinen Wunsch, eine andere Höhle zu beziehen, eine, die besser geschützt war vor den Winden, die vom Nordenmeer herüberwehten. Als er aufstand, erhaschte er im Augenwinkel eine Bewegung am Eingang: Eine Gestalt mit wehendem Mantel stand vor der runden Öffnung.

»Niani«, begrüßte ihn der junge Mann und beugte leicht den Kopf. Als Niani einfiel, woher er ihn kannte, zuckte er zusammen. Das war einer von Eleanis Leibwächtern.

»Sei begrüßt«, antwortete Niani und bewegte dabei kaum merklich die Lippen.

»Die Auserwählte will dich sehen.«

Niani erstarrte und blieb stumm.

»Jetzt gleich, Krieger.«

Niani holte tief Luft und ging ohne Zögern an dem jungen Mann vorbei. Mit schnellen Schritten lief er zur Mitte der Siedlung, wo sich der Eingang zu einem verzweigten Höhlensystem befand. Hier lebten die Frauen. Der Leibwächter hatte mühelos Schritt gehalten und war ihm wie ein stummer Schatten gefolgt. Er führte ihn nicht in die tieferliegenden Gänge, daran erkannte Niani, dass die Auserwählte in ihrer Höhle gleich unter der Oberfläche war. Sein Kopf dröhnte. Die Hände krampften sich zu Fäusten, und die Angst schnürte ihm die Kehle zu.

Sie wird doch nicht ... Nicht jetzt ..., überlegte er fieberhaft. Das wäre gegen alle Regeln, oder doch nicht? Sie konnte nicht ... Nicht, bevor sie die Große Mutter geworden war ... Er hatte geglaubt, dass ihm noch ein Winter blieb. Was sollte er jetzt nur tun? Überraschenderweise war er nicht wütend und spürte auch keinen Hass gegen Eleani, sondern nur eine schreckliche, lähmende Angst. Schließlich stand er vor dem Gang, der zu ihrer Höhle führte. Hier erwartete ihn ein weiterer Leibwächter. Er war zu schnell gelaufen, hatte sich nicht überlegt, was er sagen oder tun sollte, um sich aus dieser Situation zu befreien. Er blieb stehen, und der große junge Leibwächter trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Niani blickte über die Schulter zurück. La'akas Licht verblich und machte Platz für die dunklen Farben der Nacht. Mit mulmigem Gefühl betrat er den Gang.

Vor Eleanis Höhle blieb Niani stehen und lauschte angestrengt. Niemals zuvor war er hier gewesen. In der Stille hörte er nur den Schlag seines eigenen Herzens. Es dauerte eine Weile, bis er endlich genügend Mut gefasst hatte, um die Schwelle zu übertreten. Die überraschend kleine Höhle war voller Stalaktiten und Stalagmiten, die wunderschöne Formen bildeten und stellenweise zu hohen eleganten Säulen verschmolzen. Jede der Säulen war mit rankenden Pflanzen geschmückt, die Niani auf den Feldern zwar schon gesehen hatte, die ihre Schönheit jedoch

erst hier entfalteten. Dunkelrote und violette Ranken wanden sich geschickt an den Felswänden entlang und entzündeten ein farbiges Feuerwerk auf dem grauen kalten Gestein. Ein flackerndes Feuer sorgte für tanzende Schatten; als würden in allen Winkeln der Höhle hunderte kleiner Feuer brennen. In einer flachen Steinschale glühte das Harz eines besonderen Baums und verströmte einen berauschenden Geruch. In eine der Höhlenwände war ein großer Kamin gehauen worden, in dem ein fröhliches Feuer knisterte. Erst jetzt bemerkte er Eleani. Sie saß auf einem riesigen Bett aus Stein, das mit einer Vielzahl dicker Felle bedeckt war. In ihren großen mandelförmigen Augen spiegelten sich die Flammen. Sie trug eine weiße Decke über den Schultern und darunter funkelte das zarte Gewebe ihres rosafarbenen, halb durchsichtigen Kleids. Doch etwas war ungewohnt an ihrer Erscheinung; als hätte sie nun endlich die Macht erhalten, die sie so sehnsüchtig erwartet hatte, und wäre sich ihrer Stellung bewusst, die wie eine bedrohliche Aura um sie schwebte; eine Vorahnung der zukünftigen Herrscherin. Nianis Knie wurden weich, und er musste sich zwingen, den Abstand zu Eleani mit langen entschlossenen Schritten zu überwinden, bis seine Knie fast das steinerne Bett berührten. So sehr er sie verachtete, konnte er doch nicht die Augen von ihrem Gesicht abwenden. Er erinnerte sich daran, warum er hier war, und konzentrierte sich nur auf ihre Augen, damit die berauschenden Gerüche und Farben dieses Raums ihm nicht den Verstand vernebelten und ihn seinen Hass vergessen ließen. Eleani blickte durch ihn hindurch; er hatte das schreckliche Gefühl, dass ihre Augen ihm die Seele aus dem Leib saugten. Ihr Gesicht war eine reglose Maske. Wieder sah er den vereisten See aus seinem Traum vor sich und er zitterte.

»Auserwählte«, sagte er schließlich und neigte den Kopf, was ihm nahezu physische Schmerzen verursachte. »Du hast mich rufen lassen.«

»Setz dich,«, sagte die junge Frau mit kaum verhohlenen Spott.

»Ich bleibe lieber stehen.«

Eleani hob eine Augenbraue und streckte trotzig ihr Kinn vor. »Setz dich.« Sie sprach mit mit einer Geringschätzung, als wäre er ein

ekelhafter Wurm, und am liebsten wäre er ihr an die Kehle gesprungen und hätte sie erwürgt. Doch sein Körper gehorchte, er setzte sich aufs Bett, während in seinem Kopf eine leise Stimme protestierte. Er war ein solcher Feigling, weil er sich nicht einfach umdrehte und ging. Schnell und lautlos kam sie ihm so nahe, dass er ihren Atem am Hals spüren konnte. Mit untergezogenen Beinen setzte sie sich ihm gegenüber.

»Du zitterst«, sagte sie leise.

Niani schluckte. Ihm war furchtbar kalt, auch wenn es in dieser Höhle bedeutend wärmer war als in seiner eigenen, und er konnte das Beben seines Körpers nicht beruhigen. Er schämte sich grenzenlos, weil sie seine Angst sehen konnte. In seinen Augen sammelten sich Tränen, und er versuchte nicht, sie zu unterdrücken. Seine Kraft reichte nicht. Er starrte vor sich hin und flüsterte: »Warum hast du mich rufen lassen?«

Eleani seufzte und neigte ihren schönen Kopf, um Niani aufmerksam zu betrachten. Das flüssige Silber ihrer Haare ergoss sich im Schein des Feuers wie ein wunderschöner Wasserfall über ihre Schultern. Vorsichtig streckte sie die Hand aus. Er erstarrte und hielt den Atem an. Sein Herz schlug so heftig, als wollte es aus seiner Brust springen. Bestimmt konnte sie seinen Herzschlag hören. Kurz vor Nianis Wange zögerte Eleanis Hand, doch dann fand sie ihren Weg und berührte zart eine Haarsträhne, die ihm ins Gesicht fiel und strich sie ihm hinter das Ohr.

»Ich wollte dir eine erfolgreiche Jagd wünschen, Krieger«, sagte sie mit einem Lächeln auf den vollkommenen Lippen. Niani blickte misstrauisch auf, und als er den boshafte Glanz in ihrer Augen sah, schaute er schnell wieder weg. »Ich erkenne es, wenn du lügst, Eleani.«

»Woran?«, fragte sie und kniff die Augen zusammen.

Niani drehte sich, bis ihre Knie sich berührten und ihre Gesichter sich so nah waren, dass gerade mal eine Faust dazwischen passte. So nah wie noch nie.

»Deine Augen verdunkeln sich. Sie werden zu Stahl. Dein Blick wird grausam. Wie der des Vogels Lelei. Er spielt mit seiner Beute, hast du das gewusst? Genau wie du mit mir.« Dumm, das war dumm, flüs-

terte ein Stimmchen in seinem Kopf. Erinnerung dich an Mirlans Worte. Das hier wird sie dir nie verzeihen.

Eleani sah ihn ausdruckslos an. Schweigend erwiderte er ihren Blick, bis Niani das Gefühl hatte, sie seien versteinert in der Zeit. Er zitterte noch immer und ihm war noch immer kalt. Trotzig sah er sie weiter an, bereit, ihr Spiel bis in alle Ewigkeit mitzuspielen. Schließlich richtete sie sich auf, warf ihr glänzendes Haar über die Schulter und lächelte abfällig.

»Weint denn die Beute des Vogels Lelei ebenso wie meine? Eben wärst du fast in Tränen ausgebrochen, Krieger.«

»Wer weiß ... Vielleicht würdest du auch weinen, wenn die Rollen anders verteilt wären ... Wenn ich im Begriff wäre, dir das anzutun, was du mir antun wirst.«

»Die Rollen werden aber nie anders verteilt sein.« Sie lachte, doch er bemerkte, dass er sie verletzt hatte. »Im Übrigen zwingt dich niemand, dich zu fügen. Du hast immer die Wahl, Krieger. Du könntest fliehen ... Auf die Art, wie dein Vater geflohen ist.«

Niani biss die Zähne aufeinander, und Eleani wich ein Stück zurück. »Du hast recht, Auserwählte, man hat immer eine Wahl. Ich könnte dich ablehnen und mich verstoßen lassen. Dann wäre ich ganz allein in der Wildnis und könnte versuchen, den Winter zu überleben. Das wäre ungefähr das Gleiche wie die erste Option. Aber ich gönne dir dieses Vergnügen nicht. Ja, für einige Monate werde ich dir gehören, vielleicht sogar ein Jahr.« Er zögerte und sein Blick wanderte über ihr Gesicht. »Aber ich werde dich überleben, Eleani. Ich habe schon Schlimmeres als dich überlebt. Angst, Schmerz, Einsamkeit. Dinge, die du nie spüren musstest. Und danach werde ich frei sein. Frei von euch allen. Wirklich frei, wie kein anderer Mann der Uhala, bis die nächste Auserwählte bestimmt wird.« Das war eine Lüge, doch ihr erschrockener Gesichtsausdruck zwang ihn weiterzumachen. Er wusste nicht, woher die Worte kamen, er ließ sie einfach aus seinem Mund strömen. »Aber du, Auserwählte, du wirst viel mehr verlieren als ich. Denn nach mir,

wirst du an keinem anderen mehr deine Verführungskünste erproben können. Nach mir wird kein Mann dich je wieder anfassen. Dir wird nur die Erinnerung an meine widerwilligen Berührungen bleiben und das Wissen, dass du mich dazu zwingen musstest. Du wirst wissen, dass ich dich niemals wollte, dass es dir nie gelungen ist, mich zu verführen. Dass deine Schönheit auf mich keine Wirkung hatte.«

Der blanke Hass und die Wut in ihren Augen ließen ihn innehalten. Zu spät erkannte er, dass er übertrieben hatte. Wohl niemals bisher hatte es ein Mann gewagt, so mit der zukünftigen Großen Mutter zu sprechen. Für diese Beleidigung konnte man ihn mit dem Tod bestrafen. Vertreibung erschien ihm auf einmal als bessere Wahl.

»Glaubst du, es geht um Verführung?«, fauchte Eleani schließlich, sie beherrschte sich nur mit Mühe, ihre Unterlippe zitterte. »Glaubst du, auch nur eine von uns empfindet etwas für euch?! Ihr seid nur Werkzeuge, ein notwendiges Übel! Unsere Diener und Sklaven! Bilde dir nichts ein, Krieger. Hier geht es um viel mehr als dich oder mich. Aber dennoch stehe ich auf der obersten Sprosse dieser Leiter und du auf der untersten. Glaubst du, ich will dich, weil du so unwiderstehlich bist? Ihr Sklaven seid für mich alle gleich.« Die Verachtung blitzte aus ihren Augen, und ihre Worte ätzten wie Säure. »Ich habe dich ausgewählt, weil ich glaube, dass ich mit dir unserem Volk die beste Nachfolgerin schenken kann. Aus keinem anderen Grund. Im Übrigen war es auch der Wunsch der Großen Mutter; in dir fließt ihr Blut. Es ist Zeit, dass du begreifst, wo dein Platz ist, und dich fügst!«

Im nächsten Moment hatte sie ein kleines glänzendes Messer in der Hand und hielt es ihm an die Kehle.

Niani erstarrte. Noch nie hatte er eine Waffe in ihrer Hand gesehen und konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie damit umzugehen wusste. In jeder anderen Situation hätte er sie mit Leichtigkeit überwältigt, doch seine Überraschung lähmte ihn. Eleani beugte sich so nah zu ihm, dass ihre Lippen fast seine Wangen berührten. Er spürte die kalte Klinge an seinem Hals.

»Siehst du, Krieger«, sagte sie schmeichelnd, »du hast keinen eigenen Willen mehr. Dein Wille gehört mir, ebenso wie dein Leben.« Sie ließ die Klinge nach unten zu seiner Brust gleiten, wo sie auf dem dicken grauen Stoff seines Hemdes ruhen blieb. Er saß völlig regungslos. Kalter Schweiß lief seinen Rücken hinunter. Die Klinge fuhr durch den Stoff und schnitt ihn entzwei, dann fiel sie auf den Steinboden. Der Klang von Metall auf Stein erfüllte die Höhle. Niani hob den Kopf und suchte Eleanis Blick. Doch ihre Augen waren auf seine entblößte Brust gerichtet. Sie rückte von ihm ab, dann hob sie ihre zitternde Hand und legte sie auf seine Haut. Niani zuckte zusammen von der unerwarteten Kälte ihrer Berührung. Eleani hob den Blick, doch als er seinen traf, schaute sie schnell wieder nach unten. Als wäre sie unerwartet unsicher geworden.

»Noch nicht«, sagte sie leise, wie zu sich selbst. »Nach dem Winter. Ich wollte nur, dass du einsiehst ... dass du endlich verstehst ... und es akzeptierst.«

»Willst du es wirklich auf diese Weise tun?«, fragte Niani noch leiser, und fast sanft legte er seine Hand auf ihre. Zum ersten Mal berührte er sie bewusst. Ihre Augen trafen sich. In seinen lag Trauer, in ihren lagen Verwirrung, Reste von Wut und etwas, das er nicht deuten konnte.

»Ich werde dich nicht freigeben, Niani«, sagte sie schließlich ganz ruhig. Unerwartet wurden sie vom Klang schneller Schritte in den Gängen vor der Höhle unterbrochen. Kurz darauf kam der junge Leibwächter, der Niani hierher gebracht hatte, herein. Er blickte sich verwirrt im Halbdunkel um. »Auserwählte, verzeiht ...« Erst als er nur noch ein paar Schritte von ihnen entfernt war, sah er sie. Er blieb stehen und blickte verwirrt auf Nianis nackte Brust und das Messer am Boden. Dann verneigte er sich. »Verzeiht, Auserwählte ... die Mutter will euch sehen. Auch dich, Krieger. Sie erwartet euch in ihren Gemächern.«

– ENDE DER LESEPROBE –